

Prävention und Risikomanagement sind Teamarbeit

Schutzmaßnahmen gegen schulische Gewalttaten

von Dipl.-Psych. Jens Hoffmann

Der 26. April 2002 machte mit einem gewaltigen Schock deutlich, dass nun auch in Deutschland ein bestimmter Typus von Gewalttat angekommen war, der bislang vor allem als spezifisches Problem der USA angesehen wurde. 16 Lehrer und Schüler starben an diesem Tag durch den Amoklauf des 19 Jahre alten Robert Steinhäuser, dann erschoss sich dieser selbst. Bei dem Massaker am Johannes-Gutenberg-Gymnasium in Erfurt waren mehr Tote zu beklagen als in Littleton, das bis dahin als Synonym schlechthin für den Schrecken jugendlicher Gewalt galt. Fast genau auf den Tag genau drei Jahre vor Erfurt hatten hier zwei US-amerikanische Schüler 12 Mitschüler und einen Lehrer getötet und anschließend Selbstmord begangen.



aus: Deutsche Lehrerzeitung

„Schoolshootings“ nennen die Amerikaner Amokläufe von Jugendlichen an Schulen, ein Phänomen mit dem die Gesellschaft dort in jüngster Zeit zu kämpfen hat. So kam unlängst eine Studie zu dem Ergebnis, dass es in den USA seit 1995 mehr von Jugendlichen verübte Massensterben gab als in den 45 Jahren insgesamt zuvor. In den Vereinigten Staaten hat man deshalb begonnen diese Art von Gewalttaten genauer zu untersuchen und präventive Maßnahmen zu entwickeln. Rückblickend betrachtet lässt sich auch in

Deutschland feststellen, dass es vor Erfurt bereits einige Beispiele zielgerichteter Gewalt an Schulen gegeben hatte. So hatte Ende 1999 in Meißen ein maskierter 15-jähriger Gymnasiast seine Lehrerin erstochen. Gut drei Monate später feuert im oberbayerischen Brannenburg ein 16-jähriger Schüler auf seinen Internatsleiter, der sechs Tage später an den schweren Kopfverletzungen stirbt. Im Februar 2002 erschießt ein 22-jähriger Amokläufer in einer Dekorationsfirma in Eching den Betriebsleiter und einen Vorarbeiter, fährt

dann mit dem Taxi an seine frühere Wirtschaftsschule ins nahe Freising, tötet dort den Direktor und sprengt sich schließlich mit einer Rohrbombe selbst in die Luft. Wie soll mit diesen Taten umgegangen werden? Gerade nach Erfurt, nicht zuletzt auch durch die darauf folgende Flut von Drohungen und Trittbrettfahrern, ist an den Schulen die Verunsicherung enorm gestiegen. Tatsächlich lassen sich diese Taten und Bedrohungslagen nur unzureichend mit den vorhandenen Erkenntnissen über „klassische“ Amokläufe von erwachsenen Tätern erklären und bewerten. Neue Modelle aus den USA – bei der Gewalttat in Erfurt ist dies überdeutlich erkennbar – lassen sich offenbar mit kleineren kulturellen Adaptionen hierzulande gut einsetzen.

Zunächst zeigen die amerikanischen Forschungsergebnisse, dass mit einigen weitverbreiteten Mythen aufgeräumt werden muss.

Mythos 1: Es gibt ein einheitliches Persönlichkeitsprofil von jugendlichen Amokläufern. Tatsächlich existieren Merkmale, die bei solchen Tätern gehäuft auftreten. Auf persönlicher Ebene sind dies etwa eine narzisstische Persönlichkeitsstruktur, eine geringe Frustrationstoleranz oder ein auf gewalttätige Inhalte fokussierter Medienkonsum. Als relevante Familieneinflüsse gelten beispielsweise die Akzeptanz pathologischer Verhaltensweisen oder ein Mangel an Nähe und Vertrautheit. Allerdings treten diese Faktoren bei einigen Tätern auf, bei anderen nicht. Das einfache Abhaken einer Checkliste würde dazu führen, dass viele Schüler zu Unrecht verdächtig würden

und manche Jugendliche, die das Potenzial besitzen wirklich einmal Gewalt anzuwenden, würden übersehen werden. Allerdings ist es wichtig nach besonderen Vorkommnissen derartige Merkmale genauer in Augenschein zu nehmen, um zu einer möglichst guten Einschätzung zu kommen.

Mythos 2: Jugendliche Amokläufer leiden fast immer an einer psychischen Krankheit. Dies ist ein häufig gezogener Zirkelschluss im Sinne von „Wer so etwas tut, muss verrückt sein“ und „Man tut so etwas, weil man verrückt ist.“ Tatsächlich findet sich, dass bei jugendlichen Gewalttätern häufig Depressionen und Selbstmordgedanken auftreten. Einige von ihnen waren auch in psychotherapeutischer Behandlung, doch gibt es so gut wie keine Fälle in denen eine Geisteskrankheit ursächlich und direkt tausalösend war.

Mythos 3: Jugendliche Amokläufer kommen fast immer aus „kaputten“ Elternhäusern. Tatsächlich, wie auch das Beispiel Erfurt deutlich macht, kommen solche Täter aus allen Familienstrukturen und Schichten.

Mythos 4: Jugendliche Amokläufer sind immer Einzelgänger. In den USA zeigte es sich, dass es häufiger auch zwei Täter gab, die den Amoklauf gemeinsam planten und durchführten. Zwar sind aus Deutschland solche „Paare“ bisher nicht bekannt, doch ist nicht auszuschließen, dass dies noch auftreten wird.

Die Vorstellung, dass man deutlich zwischen gewaltbereiten und nichtgewaltbereiten Menschen unterscheiden kann, ist eine Fehlannahme. Tatsächlich stellt eine Gewalttat oft den Endpunkt eines Prozesses dar, in dem andere Handlungsalternativen weggefallen sind. Unter diesem Blickwinkel ist Gewalt zielgerichtet und rational und dient dem Täter als Problemlösungsstrategie, so absurd dies auch klingen mag. Ein solcher Pfad lässt sich auch bei dem Erfurter Amokläufer erkennen. Der Schulverweis für Robert Steinhäuser in Klasse Zwölf bedeutete nach dem Thüringer Gesetz, dass der 19-jährige auch ohne Real- und Hauptschulabschluss war. Steinhäuser versuchte darauf hin über das Schulamt und in Kontakt mit anderen Gymnasien seine Ausbildung doch noch weiterführen zu können, – vergebens. In seinem sozialen Umfeld behauptete er dennoch auf eine andere Schule zu gehen. Steinhäuser wusste, dass sein Lügenge-

bäude zusammenstürzen musste, spätestens in der Phase des Abiturs. Tatsächlich fiel sein Amoklauf auf das Datum der Prüfungen.

Die Modellvorstellung eines Weges, der zurückgelegt werden muss bis zur Tat ist für Interventionsansätze von großem Nutzen. Erkennt man nämlich im Vorfeld, was möglicherweise passieren kann, lässt sich präventiv vorgehen. Hierfür lassen sich spezifische „Rote Flaggen“ erkennen, die auf eine Krise des Schülers hinweisen. Fragen, die gestellt werden sollten, lauten etwa: Hat ein problematischer Schüler Depressionen? Hat er einen Selbstmordversuch unternommen oder angekündigt? Wurde er in der Vergangenheit Ziel von ausuferndem Spott und Verfolgungen seiner Klassenkameraden? Solche Signale können auf eine Situation aufmerksam machen, die unter anderem zu sozialem Abstieg, Alkohol- und Drogenkonsum, Schulabbruch, Selbstmord aber auch zu Gewalt gegen andere führen kann. Unterstützende Intervention und Risikomanagement statt Repression ist deshalb der richtige Ansatz.

In Deutschland laufen nach den Sommerferien die ersten Schulungen an, die die US-amerikanischen Erkenntnisse auf hiesige Verhältnisse angepasst zum Thema haben. Eine Gruppe von Sicherheitsspsychologen (www.t-p-s.org, Kontakt: team@t-p-s.org) entwickelte ein Zweitages-Seminar, welches Angehörigen von Schulen und Wissen und konkrete Strategien vermittelt, um als Multiplikatoren an ihren Schulen Präventions- und Aufklärungsprogramme ins Leben rufen zu können. Für diesen Zweck wurde auch ein spezielles ausführliches Informationsheft erstellt, welches den Teilnehmern mitgegeben wird.

So werden zunächst Fakten, Zahlen und der aktuelle Wissensstand über die psychologischen Hintergründe und die Auftretensformen von schwerer Gewalt Jugendlicher an Schulen dargestellt, wobei Theorie und Fallbeispiele aus der Praxis miteinander verknüpft sind. Auch werden Grundprinzipien der Risikoanalyse vermittelt und trainiert, Interventionsstrategien vorgestellt und Leitfäden für Gespräche mit auffälligen Schülern durchgesprochen. Außerdem werden Analysedimensionen anhand realer Beispiele eingeübt, um konkrete Bedrohungssituationen und Drohbrieife auf ihr Gewaltpotenzial hin einstuft zu können.

Dabei ist einer der zentralen Faktoren das sogenannte „Leaking“, auf Deutsch übersetzt etwa „Leck schlagen“. Denn die allermeisten jugendlichen Täter kommunizieren ihren Anschlag im Vorfeld, allerdings in der Regel nicht an Erwachsene und Lehrer sondern an Gleichaltrige. Ein sehr extremes Beispiel hierfür geschah 1997 in Alaska. Ein Schüler hatte Freunden seine Absicht angekündigt, eine Gewalttat zu begehen. Sie sollten deshalb an einem bestimmten Datum die Schulaula meiden und sich stattdessen auf einer Balustrade einfinden. Von dort, so der Schüler, könne man die Halle gut überblicken, ohne ins Schussfeld zu geraten. Tatsächlich sprach sich die Geschichte herum, so dass an jenem Tag auf der Balustrade über zwanzig Schüler anwesend waren. Einer brachte sogar eine Kamera mit, war aber als die Schießerei anfang zu nervös, um fotografieren zu können. Sechs Unglückliche, denen niemand Bescheid gesagt hatte, kamen schließlich in die Aula. Zwei von ihnen wurden erschossen, zwei weitere verletzt.

Prävention und Risikomanagement an Schulen sind Teamarbeit. So sollte unter anderem eine Schulkultur geschaffen werden, in der Schüler, wenn sie Sorgen haben oder ihnen Bekannte oder Freunde auffällige Geschichten über ein bevorstehendes Unheil mitteilen, einen vertrauensvollen Ansprechpartner finden, der sie ernst nimmt aber auf der anderen Seite auch nicht gleich in Panik gerät und eine Hetzjagd veranstaltet.

Auch ist Aufklärung in den Klassen wichtig. Der jugendliche Amok-Läufer, der sich mit seiner Tat zu düsterer Größe und machtvoller Bedeutung aufschwingt, kann Nachahmer anziehen. Dieses kulturelle Bild kann gerade für am Rande stehende, ich-schwache Persönlichkeiten mit mangelnden Kompensationsmechanismen eine verlockende Identifikationsmöglichkeit bieten. Werden junge Täter wie Robert Steinhäuser weder dämonisiert noch schuldlos hingestellt, wird ihre Lebensgeschichte in ihrer ganzen Zerrissenheit und Schwäche gezeigt, kann die Vorbildfunktion des jugendlichen Amok-Läufers gemindert werden. Denn erhöhte Gefahr ist vorhanden. Untersuchungen zeigten, dass exzessive Gewalt wie in Erfurt auch geraume Zeit später noch Nachahmungstäter nach sich ziehen kann.

Jens Hoffmann ist niedergelassener Psychologe in Darmstadt